Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 7 (1912-1913)
Heft: 7-8

Artikel: Ein Beitrag zur Erinnerung an Heinrich Tschokke [Fortsetzung]
Autor: Behrendsen, Hedwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751430

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Herr seiner selbst, auf mich zu und sagte mit jener weltmännischen Höflichkeit, die jedes entgegenwirkende Gefühl in die Schranken der Konvention zurückweist: „Ich habe mich gefreut, junger Herr, eine Stunde mit Ihnen zu verplaudern. Grüßen Sie mir Ihren lieben Vater und empfehlen Sie mich Ihrer sehr verehrten Frau Mutter. Ich werde mir erlauben, ihr persönlich meinen verbindlichen Dank für ihre Güte abzustatten.“ Er geleitete mich zur Tür, dort reichte er mir die Hand und sprach mit einem Aufflammen wärmeren Gefühls: „Leben Sie wohl, mein Lieber, ich wünsche Ihnen das Beste, das Allerbeste. Werden Sie ein tüchtiger Mensch — und vor allem: kein Philister, kein Philister!“

Von widerstreitenden Empfindungen wie betäubt, bin ich an jenem Abend die steile Straße nach der oberen Stadt emporgestiegen. Neben der Kirche hielt ich an und blickte nach den Wolken, die in schweren schwarzen Ballen auf dem Kamm der Berge daherkrochen, bald zerhackt, daß vereinzelte Sterne hindurchsahen, bald zur schreckenden Cyklopenmauer getürmt. Nochmals sah ich im Geiste den alten Mann, wie er, vom Schimmer des sinkenden Tages umflossen, nachdenklich in der Fensteröffnung saß, würdig wie Rembrandts Gelehrter. Und dann stand derselbe Mensch vor mir, ekelhaft, häßlich, als ein Trinker und Lüstling, zu gemein, als daß man über ihn lachen konnte.

Langsam schritt ich meinem Vaterhause zu, an erleuchteten Werkstätten vorbei, wo sich Arbeiter zum Feierabend rüsteten, über stille Plätze, wo verspätete Kinder sich jagten, über eine Brücke, darunter die Wasser in schwärzlichen Strudeln rauschten — und mein Sinn kreiste in irrem Flug um die Sphinx des Lebens, die mich zur Stunde in ihr Rätselantlitz hatte blicken lassen.

Ein Beitrag zur Erinnerung an Heinrich Zschokke

Von **Hedwig Behrendsen**

III.

Bern, den 31sten Dezember 1795.

Liebster Gevatter! Hier erhalten Sie liebes Vetterchen, einen Brief in Duodez, aber das Format ist groß genug, Alles, was ich Ihnen Wichtiges zu sagen habe, einzufassen. Kann doch der enge Raum eines Herzens eine unermeßliche Freundschaft umfangen, und ein spannenlanger Schädel in seinem Ge-

wölbe eine ganze subjektive Welt verschließen. Und das Wichtigste, was ich Ihnen zu sagen hab, ist, daß Sie, ehemals der Freund meiner Jugend, auch noch der Freund meines reifern Jünglingsalters sind, daß ich nie aufhören werde einen Mann zu achten und zu lieben, der sich durch seinen gesunden Kopf und durch seine Moralität mein unwandelbares Interesse gewonnen hat; daß ich es als einen Theil meiner gegenwärtigen Zufriedenheit ansehe, von solchem Manne wieder geliebt zu werden, ungeachtet ich seine Liebe durch nichts verdienen konnte. Doch Liebe läßt sich ja auch nicht abverdienen, sie muß ein freiwilliges Geschenk des Herzens sein und bleiben, sonst verliert sie den schönsten Theil ihrer Eigenthümlichkeit. . . .

Wie Sie aus der Überschrift meines Briefes sehen, befinde ich mich gegenwärtig in Bern, zwei Tagereisen von dem mir so theuren Zürich. Ich bin vergnügt und äußerst zufrieden; ersteres würde ich noch mehr sein, wenn ich nur recht oft etwas von Hause erführe! Jede Kleinigkeit ist mir dort so wichtig und besonders die Kleinigkeit, wie meine Vaterstadt von mir denkt und urtheilt. Wer mir davon Notizen liefert, erwirbt sich ein Verdienst um meine Ruhe.

Meine gegenwärtige Reise ist vielleicht das schönste Werk meines Lebens, in Bezug auf mein eigenes Ich. Der Umgang mit Männern aus allen Ständen bildet mich mehr als das jahrelange Studium der Folianten. Ich fühle, daß ich mehr werde als ich war, das heißt Mensch, der das Wesentliche und das Spiel des Zufälligen in Bezug auf das Leben reiner von einander scheiden lernt.

Bern, den 21. Februar 1796.

Liebes Vetterchen! Meine Ankunft in Bern habe ich Ihnen schon im Dezember vorigen Jahres gemeldet. Auch habe ich den Brief, welchen Sie verloren glaubten, erhalten, sowie Ihren letzten, womit Sie mich angenehm überraschten. Daß ich in Bern einen angenehmen Winter lebe und leben werde (denn ich habe seit vierzehn Tagen das böse, ermattende Tertianfieber[1]), welches mich mit dem häßlichen Kopfschmerz fast aller Sinne beraubt) ich muß also wohl sagen: leben werde, dank ich der zärtlichen Sorgfalt meiner lieben Züricher und der Artigkeit der Berner, die mich in ihren Abendgesellschaften[2]),

[1]) Das sogenannte Wechselfieber, „Tertian", weil es immer am dritten Tage wiederkehrt.

[2]) Diese werden in der Selbstschau „Leist" genannt; z. B. auch die regelmäßigen Zusammenkünfte der oben genannten Akademiker, die, weil sie sonst sämtlich in Göttingen studiert hatten, sich der „Göttinger Leist" nannten.

Balladen und Redouten engagiert und mir den freien Gebrauch ihrer Stadtbibliothek gewährt haben. Mein Fieber verliert sich auch, besonders durch die Pflege von so schönen Händen, als ich in der Familie des Herrn Architekten Sprüngli genieße, in dessen Hause und liebenswürdiger Familie ich wohne. Ich wohne vortrefflich; vor mir — das heißt, ich sitze am Fenster, liegen im Abendsonnenscheine die himmelhohen Gletscher oder Eisberge, und bemühe ich mich hinaus in den Garten, so rollt der dunkelblaue Jura nachbarlich seine Felsenkette auf. Der Winter ist hier äußerst gelinde, ich habe erst zweimal Schnee gesehen, den ewigen Schnee der Gebirge abgerechnet. Ihr Brief ist fast litterarischen Inhalts, so soll es auch der meinige sein. Daß man mich in Magdeburg zum Sekretair des Pariser Konvents gemacht, ist zuviel Ehre für mich. Wenn Paris nun eine Vokation schickte, könnte ich sie nicht annehmen, um meine Vaterstadt nicht zu beschämen, die mir, ihrem Sohne, keine zu erteilen Lust hat. Daß mich meine Heterodoxie vom Katheder gebracht hat, ist ein Märchen; sie hat mich vielmehr hinauf gebracht. Daß einige Scribenten, um ihrer Waare Absatz zu verschaffen, nicht nur meinen Namen (oder vielmehr den der „schwarzen Brüder") auf ihr Buch[1]) gesetzt, sondern meine Studentensünden nachgeahmt, verzeihe ich ihnen, denn sie strafen sich selbst dadurch, indem sie damit prangen, was ich selbst nicht mehr achte. Indessen hat mir doch das Thema der „schwarzen Brüder" so gefallen, daß ich es auf Zureden meines Freundes Apitz in Frankfurt gänzlich umgearbeitet habe unter dem Titel: Männer der Finsterniß. Ich halte dieses für eine meiner besten Kleinigkeiten und ist zur Stunde noch mein Favoritbuch. Lesen Sie es mit philosophischer Aufmerksamkeit und lassen Sie mich Ihr Urtheil wissen. Kuno von Kyburg[2]) ist mit den schwarzen Brüdern zugleich geschrieben. Da mir der Kram theuer genug bezahlt ward, ließ ich ihn dem Buch-

[1]) Diese Fälschungen scheinen ihn doch nicht immer so ganz kalt gelassen zu haben. Wenigstens legt er späterhin doch mehrmals dagegen Verwahrung ein, der Verfasser von Stücken und Erzählungen zu sein, die unter seinem des Erfolges von vornherein sichern Namen in die Öffentlichkeit geschmuggelt wurden. Hatte es doch Kotzebue sogar nicht verschmäht, Zschokkes „Zauberin Sidonia" zu annektieren. Unter dem Titel „Das rächende Gewissen" wurde das Schauspiel (mit einem grausigen Titelkupfer versehen) herausgegeben.

[2]) Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heimlichen Vehmgerichts. Eine Kunde der Väter, erzählt vom Verfasser der schwarzen Brüder. (Grundriß der deutschen Geschichte.)

händler; er hat die Sünde und Tugend der schwarzen Brüder[1]). „Der Freiheitsbaum“ war eine Farce für eine Familiengesellschaft. Ich verschenkte es an Apitz, ob's behagt, weiß ich nicht.

Sein sehnlichster Wunsch, das mit glühender Begeisterung von ferne angeschwärmte Ideal, die neue französische Republik von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ward erfüllt. In Begleitung Ölsners, der durch seine vertraute Bekanntschaft mit Paris den wünschenswertesten Cicerone abgibt, geht er noch vor Ablauf des Berner Winters dorthin. Die wildeste Gärung der Revolution ist jedoch bereits versaust. Die romantische Verschwörung des Babeuf schlägt als letzte, bedeutungslose Welle empor. Zschokkes Illusionen über die Umwandlung des morsch gewordenen Königreichs in ein Land idealer Freiheit zerrinnen wie Nebel angesichts „dieses Zerrbildes eines Freistaates mit Despotismus nach oben und Anarchie von unten.“ Trotzdem genießt er mit der ihm eigenen Empfänglichkeit die täglich neuen Eindrücke des ungebundenen Pariser Lebens. Auch macht er bedeutungsvolle Bekanntschaften, besucht Gesellschaften und Theater und stillt seinen Bildungsdrang durch unermüdliche Besuche von Bibliotheken und Kirchen, schwelgt im Louvre und andern Galerien in Kunstgenüssen.

Paris, May 1796.

Allein ich habe das Politisieren satt, wenigstens möcht' ich es nicht in Briefen, die leicht erbrochen werden könnten. Ich erzähle Ihnen also, daß ich heiter und gesund bin und jetzt ein etwas unordentliches, schwärmerisches Leben führe, wie die böse Welt zu Paris von jeher zu führen pflegte. Aber denken Sie nichts Böses dabey und bedauern Sie nicht meine zukünftige Frau.

Aus Paris wähl' ich mir keine Frau, hier tragen die Mädchen und Weiber Perrücken von schwarzem Haar mit tausend Löckchen, aus welchen sie wie aus einem Pudelfell sehn. Mein Mittagbrodt kostet mich 800 Livres, und mit einer Bouteille vin de Champagne mousseux beynahe 2000; so teuer speiste sonst kein Graf und Pair; ich aber find's wohlfeil — in Papiergeld Assignats und Mandats.

Wenn Ihr Bruder noch die Malerei liebt, so rathen Sie ihm, Paris zu sehen, und zwar das Museum, wo einige tausend Meisterstücke öffentlich zum

[1]) Ein Lustspiel, bei Apitz Frankfurt 1795. (G. d. d. G.)

Studieren ausgesetzt sind. Es ist das Sehenswürdigste in der Welt. Santerre[1]) braut wieder Bier; er und sein Bruder sind ein paar starke, pockennarbige Bramarbasse. Paris scheint sich allmählig vom Gipfel seiner Freiheit wieder herunter zu schrauben und thut wohl daran. Wir Preußen werden von den Franzosen vor allen Teutschen am vorteilhaftesten unterschieden und aufgenommen, aber auf den König schimpft man gewaltig. Da haben Sie Bagatellen durcheinander. Wenn ich nicht mehr in Paris bin, schreibe ich mehr und anderes. Grüßen Sie Weib und Kind!

Ihr Zschokke.

Auf die Dauer konnte Paris trotz der reichen Abwechslung, die ihm das Großstadtleben täglich aufs neue bot, ihn nicht fesseln. Eine alte Sehnsucht zieht ihn nach Italien, nach Rom. In Chur, von wo aus er über den Splügen nach Mailand gehen wollte, bleibt sein Gepäck aus. Er füllt die Zeit des Wartens mit Besuchen aus, zuerst bei einem alten Landsmann, dem Direktor des Seminars von Reichenau, Neesemann. Überrascht von Zschokkes reifen und praktischen Ideen über Erziehung und Organisation eines ersprießlichen Schulwesens, wie auch eingenommen von seiner sympathischen Persönlichkeit, sieht er in ihm den geeigneten Mann, dem gänzlich herabgekommenen Seminar wieder zum früheren Glanze zu verhelfen. Nach eingehender Orientierung über alle Verhältnisse versteht Zschokke sich dazu und unterzeichnet am 9. Dezember 1796 den Vertrag, der ihn zum Besitzer der Anstalt macht. Diese hatte zur Zeit nicht mehr denn 15 Schüler; bald verbreitete sich der Ruf ihres jugendlichen Leiters durch alle Gauen der Schweiz. Von nah und fern strömen die Zöglinge herbei. Ihre Zahl ist nach Ablauf des ersten Jahres auf 70 gestiegen. Begeistert von seinem Beruf, ist Zschokke den Knaben ein auf allen Gebieten des Wissens anregender Lehrer; ihr heiterer, brüderlicher Genosse, ihr Vertrauter wie auch ihr treusorgender Hausvater, da er das Wirtschaftswesen in vortrefflicher Weise leitet.

[1]) Dieser seltsame Bierbrauer aus der Vorstadt St. Antoine von Paris war einer der fanatischesten und blutdürstigsten Acteurs auf der Bühne der Revolution. Durch Protektion des Herzogs von Orléans war er zum Befehlshaber einer Legion der Bürgergarde ernannt worden. Das Volk, dem das mächtig imponierte, strömte ihm in Massen zu. Durch die von ihm befehligte Erstürmung der Bastille und seinen Überfall auf die Tuilerien, wie auch durch die von ihm hauptsächlich betriebene Hinrichtung Ludwigs XVI. erlangte dieser Santerre europäische Berühmtheit. Bei einem Aufstande in der Vendée, den er auf eigene Faust mit 22,000 Mann unternahm, wurde er geschlagen. Er kehrte nach Paris zurück, seinen Mitbürgern fortan durch die Wiederaufnahme seines frühern Gewerbes mit Gärstoffen in friedlicherer Form aufzuwarten.

Reichenau in Graubündten, den 30. Jänner 1797.

Fleißig genug, lieber Herr Gevatter, denke ich an Sie, fleißig genug wünsche ich Sie her, wie Sie mich zu sich, aber daß ich nicht oft genug schreibe? Was kann ich dafür? Acht Wochen fast sind die Briefe unterwegs und leider, daß ich auf diesen erst in einem Vierteljahr die Antwort zu erwarten befürchten muß! Und könnten Sie mich jetzt sehen, überladen mit ungeheuren Seminargeschäften und einer weitläufigen Korrespondenz, Sie würden weniger hart sein. Wenn ich dann und wann etwas für die deutsche Bühne schreibe, so glauben Sie nicht, daß mich Eitelkeit dazu treibt, sondern der Gedanke an das Vergnügen, welches ich damit allen meinen in ganz Deutschland zerstreuten Freunden und Freundinnen zu machen scheine.

Ich bin glücklich, zufrieden, gesund; hätte ich ein minder fühlendes Herz, welchem jetzt die Trennung von so vielen theuren Freunden schwerer als je wird — wahrlich, ich würde noch zehn Mal glücklicher sein. Alle meine Briefe nach Magdeburg schreibe ich meistens mit einer wehmüthigen Empfindung von Sehnsucht und Heimweh. . . .

Reichenau, den 11. May 1797.

Warum ich meinen Namen nicht vor meine Arbeiten setze? — Ich will nicht gekannt sein; ich arbeite nicht um mir einen Namen zu machen, sondern um mir ein kleines heimliches Vergnügen zu verschaffen. Es würde mir gleichgiltig sein, wie man mich in Magdeburg beurtheilte, wenn ich nicht so viele liebe Freunde da hätte; genieße ich einigen Beyfall, so möge er wohlthätig auf Euch fallen.

Ich bin in meinen Gebirgen gesund und zufrieden im selbst erwählten Vaterlande. Es fehlt mir freylich noch etwas. Mein Herz ist des Spielens gewohnt und hat jetzt keine Gespielin. Immerhin! Wird sich auch finden. Der Frühling ist da, vor meinen Fenstern hangen die Blüthen. Ich bin ein ächter Republikaner, lebe frey und zwanglos wie ein Fürst, genieße der öffentlichen Achtung und baue meinen Acker eigenhändig; vom Felde geh' ich in die Küche, um zu sehen, wie gewirtschaftet wird. Dann zur Studierstube, um mich den Musen zu ergeben, von da zu den Zöglingen, um mich mit ihnen zu unterhalten, — sehn Sie da mein Tagewerk.

Es war eine meiner Ideen, bis in mein 30stes Jahr zu arbeiten und dann ent-

weder eine glänzende Karriere zu laufen, oder abzudanken und in dunkler Stille zu leben. Beydes ist geschehn. Ich habe mich bereits zurückgezogen, bin ein halber Einsiedler, meine Karriere ist nicht glänzend, mein Wirkungskreis aber fürstlich.

Reichenau, den 14ten Februar 1798.

Allerdings sieht's bei uns revolutionär aus. Ich dächte, das hätten Sie schon alles aus den Zeitungen gelesen, wie alle unsere Aristokratien glücklicherweise democratisiert sind. — Hoffentlich wird nun bald die Schweiz in eine ein und untheilbare Republik repräsentativen Systems umgewandelt sein und dann wohl auch mir! Warum? Weil ich ein freier Republikaner und mit Haut und Haar seit einiger Zeit Schweizer geworden bin. Die Republik der drei Bünde hat mich, ohne daß ich auch nur auf die entfernteste Art darum anhielt, feyerlich durch ein Erkenntniß aller Gemeinden zum Mitbürger gemacht und mir das Bündtner Bürgerrecht zum Geschenk gemacht.

So ist denn Helvetien, das theure, schöne Helvetien mein Vaterland! — Fragen Sie mich noch, warum ich mich passiv bey den gegenwärtigen Unruhen verhalten habe? Ei Herr Gevatter, kein Volk, geschweige das schweizerische, hat es gern, wenn sich ein Ausländer in ihr häusliches Spiel mischt! — Aber jetzt bin ich Bürger dieses Freistaates. Und nun ist's was anderes. Hätte ich nicht mein neues Vaterland zu lieb, so daß ich mich (mit) dem Wenigen begnüge, so hätte ich noch eine ganz andere Karriere machen und einen Ruf nach den Inseln Korfu und Katalonien annehmen können, um die dortigen Primair- und Centralschulen zu organisieren; aber ich hab's ausgeschlagen[1]). Bey Ihnen in Preußen geht's den alten Takt. Ihr neuer König[2]) scheint keiner der bedeutungslosesten in der Reihe der preußischen Monarchen zu sein. . . .

Aus der idyllischen Sorglosigkeit und Fröhlichkeit seines vielseitig regen Lebens in seinem kleinen Königreich Reichenau wurde er jählings durch den mit Windeseile heranbrausenden Kriegslärm aufgeschreckt. Wohl hatte er in

[1]) Den hinteren Teil des Schlosses Reichenau, in welchem Zschokkes Erziehungsanstalt sich befand, bewohnte der französische Ministerresident Comeyras. Als dieser durch Napoleons Vermittlung zum Regierungs-Kommissär in Korfu ernannt wurde, schlug er Zschokke unter glänzenden Bedingungen vor, ihn dorthin als „Wiederhersteller der völlig brach liegenden Künste und Wissenschaften" zu begleiten. Zschokke lehnte das Anerbieten ab; ebenso auch einen Ruf an die Universität Frankfurt.

[2]) Friedrich Wilhelm.

den Zeitungen von Bonapartes Zügen gelesen; aber mehr wie der Zuschauer, der von einer Anhöhe herab ein militärisches Schauspiel beobachtet. Plötzlich sah er sich mit hineingezogen. Von ihren Eltern zurückberufen, verlassen die Schüler die Anstalt. Das Seminar wird geschlossen. Die Unruhen im Land, wie auch die Sorge um seine persönliche Sicherheit, treiben Zschokke nach Aarau, dem damaligen Sitz der Regierung, um Schutz und Unterkunft in der Schweiz für die unglücklichen Flüchtlinge und Ausgewiesenen zu erwirken. Eine Rede, die er in der Versammlung des helvetischen Direktoriums hält (am 28. August) macht ungeheuren Eindruck. Sein Gesuch wird ohne Debatte angenommen, man überschüttet ihn mit Beifall. Am Schlusse der Sitzung gibt ihm der Präsident nach republikanischem Brauch den „Bruderkuß". Die Regierung nimmt ihn in ihre Dienste, verlegt ihren Sitz nach Luzern, wohin Zschokke nun übersiedelt. Im November wird er in das Departement des Ministers Stapfer versetzt zur Organisierung des Bureaus für Nationalkultur.

(Fortsetzung folgt)

Mozarts Don Juan in neuer Uebersetzung

Von **Alfred Beetschen**

Am 29. Oktober 1787 hat Mozarts „Don Juan" unter persönlicher Leitung des Komponisten in Prag seine Uraufführung erlebt. In italienischer Sprache natürlich, stand doch die Oper damals noch gänzlich unter italienischer Herrschaft, aus deren Fesseln sie sich erst allmählig befreite. Wie heute noch in München (in der Bearbeitung Hermann Levis und Franz Wüllners) ging das Werk unter dem Titel „Don Giovanni" (oder „Der bestrafte Wüstling" — il dissoluto punito) in Szene. Seit dieser denkwürdigen Prager Aufführung ist Mozarts Meisterwerk vielfach ins Deutsche übertragen worden; es sollen gegen dreißig Übersetzungen existieren, von denen freilich keine einzige in gewünschtem Maße die Treue des da Ponteschen Originals mit Sangbarkeit und poetischem Ausdruck verbindet. In neuerer Zeit haben sich u. a. auch der Brahmsbiograph und Musikkritiker Max Kalbeck (Wien) und der bereits genannte verstorbene Münchner Hofkapellmeister Hermann Levi der ebenso schwierigen als undankbaren Aufgabe unterzogen, dem „Don Juan" eine dem Original entsprechende,